



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom europäischen Konzert. Sagen die Engländer: Wir wollen unter den schwarzen Menschenbrüdern Kultur und Christentum verbreiten und die Sklaverei bekämpfen, so nennen wir sie Heuchler; sagen sie: Wir bleiben in Ägypten, weil wir es brauchen, und wenn die Italiener Kassala räumen, so nehmen wir auch dieses, dann schelten wir sie zynisch. Beide Bezeichnungen sind richtig, und warum sollten wir nicht sagen, was wahr ist? Nur müssen wir uns dabei erinnern, daß jeder lebenskräftige Staat in gleicher Weise bald heuchlerisch, bald zynisch ist; denn jeder lebenskräftige Staat wächst, und um wachsen zu können, muß er die Gebiete nehmen, die er braucht, und hier und da findet er es für nötig, die Befriedigung seines Bedürfnisses vor sich selbst und vor der Welt mit allerlei idealen Vorwänden zu rechtfertigen. Hat es etwa Preußen anders gemacht? Es brauchte Schlessien, und es hat diese Provinz genommen. Es brauchte zwar Polen nicht, aber es mußte ein Stück davon nehmen, wenn es nicht Rußland bis auf ein paar Meilen von Berlin vordringen lassen wollte. Es brauchte eine Verbindung zwischen seiner östlichen und seiner westlichen Hälfte, und es hat Hannover, Kurheffen und Nassau samt Frankfurt genommen. Der Unterschied besteht nur darin, daß es dort ein als Staat organisirtes Volk ist, das sich über die Grenzen seines Heimatlandes ausdehnt, hier ein Staat, der nur einen Bruchteil eines Volkes umfaßt, und der sich innerhalb seines Volkes ausdehnt. Es fragt sich nun, ob das deutsche Volk in seiner neuen, seinen größten Teil umfassenden Organisation durch die Fortdauer oder das Wiederaufleben des Ausdehnungstriebes seine Lebenskraft bewahren wird.

Möglich, daß es in dieser Beziehung schon binnen kürzester Frist auf die Probe gestellt wird, da es bei der Teilung der Türkei, wenn nicht einen unmittelbaren Anteil an der Beute, so doch Kompensationen für den Machtzuwachs seiner Nachbarn und Konkurrenten fordern mußte. Freilich geigt das europäische Konzert mit solcher Einmütigkeit, Beharrlichkeit und Entschlossenheit Frieden und nichts als Frieden, daß die Gefahr noch ziemlich fern zu liegen scheint. Weit, weit hinter uns liegt die Zeit, wo die Kunde von Greuelthaten unser Publikum in Aufregung versetzte und Enttäuschung hervorrief. Die Mezeleien auf Kreta, in Armenien, in Konstantinopel haben Europa so gleichgiltig gelassen wie die Wochenberichte unsrer städtischen Schlachthäuser, und ein Raubmord in Berlin wird für hundertmal wichtiger gehalten als alle Bandenkämpfe in Mazedonien. Die solchergestalt bewährten Nerven Europas würden auch fest bleiben, wenn einmal statt hunderttausend Menschen eine Million oder zehn Millionen abgeschlachtet würden, und warum sollte es nicht dazu kommen, da ja der Sultan bereits erklärt hat, seine getreuen Türken fühlten sich durch die geheimen Beratungen der Botschafter beunruhigt? Man weiß ungefähr, was das zu bedeuten hat, wenn sich die Türken beunruhigt fühlen. Den Franzosen stellten dieser Tage unsre mittelparteilichen Blätter, halb lobend und halb tadelnd, das Zeugnis aus, daß sie jetzt, dank ihrer erbärmlichen republikanischen Verfassung, die sie zu auswärtigen Unternehmungen unfähig mache, eine durchaus friedfertige Nation seien; sie hätten auf ihr altes Amt als Beschützer der Christen des Orients verzichtet, und im vorigen Jahre sei die Haupt Sorge der französischen Regierung darauf gerichtet gewesen, daß von den armenischen Greueln im Lande möglichst wenig bekannt wurde; Presse und Parlament hätten denn auch in patriotischer Würdigung der Lage geschwiegen. So weit das ein Lob sein soll, wird es auch von unsern deutschen Politikern reichlich verdient. So weit es aber einen Tadel enthält, sollten sich deutsche Blätter schämen,

ihn auszusprechen. Wie ist denn Frankreich zu seiner Stellung in Konstantinopel gekommen? Nicht dadurch, daß sich seine Könige mit dem Großtürken zur Vernichtung der in tausend Splitter gespaltten deutschen Nation verbündet haben? Warum sollte denn Frankreich in höherem Grade als Deutschland dazu berufen sein, die Christen im Orient zu schützen? Liegt Paris etwa näher an Konstantinopel als Berlin oder Wien? Grenzt Frankreich an die Türkei wie Ungarn, das tausend Jahre lang eine Dependenz, ein Vorwerk des deutschen Reichs gewesen ist? Nachdem Frankreich die Rolle, die drei Jahrhunderte hindurch zu spielen ihm nur durch die Ohnmacht Deutschlands ermöglicht wurde, an das deutsche Volk hat abgeben müssen, sollte es sich doch von selbst verstehen, daß auch in Konstantinopel an seine Stelle das mit Österreich verbündete deutsche Reich oder das mit dem deutschen Reiche verbündete Österreich getreten sein müßte. Es sieht aber so aus, als hätten die europäischen Mächte keine andre Sorge, als den Zusammenbruch des türkischen Reichs aufzuhalten und die Finanzen des Sultans zu „saniren.“ (Die glücklichen Lieberlichen! Zuerst leben sie auf Kosten der ordentlichen Leute in Saus und Braus, und dann werden sie auf Kosten derselben ordentlichen Leute sanirt!) Christenschutz und Ehrenfragen sind nebensächlich oder gar nicht vorhanden. Die Schlächterei kann also weiter gehen. „Recht so! meinte jüngst ein Freund von uns; wenn sich das Gefindel da unten gegenseitig abschlachtet, so hindert uns dann nichts mehr, in das leere Haus einzuziehen!“ Aber der Überwindung der Schwierigkeit, die ganz Europa in der Spannung erhält, brächte uns das noch keinen Schritt näher, sie besteht ja eben darin, daß keine Macht der andern den Einzug gestatten will, und daß die kriegerische Entscheidung der Frage von allen gleich sehr gefürchtet wird. Also, so viel an Europa liegt, könnte alles bis in Ewigkeit in der Schwebe bleiben; wenn es nur nicht etwa Griechenland, dem festen kleinen Racker, gelingt, Kreta an sich zu reißen und so den Teilungsprozeß in Fluß zu bringen!

Kommt dieser in Fluß, so wird am wenigsten Österreich Enthaltung üben können. Gott weiß es, oder vielmehr alle Welt sieht es ein, daß dem Kaiser Franz Joseph der Gedanke, die Musterkarte seiner interessanten Nationalitäten noch um einige zu vermehren, keine andre Empfindung als Grauen erregen kann, aber das wird ihm nichts helfen; denn wenn Österreich nicht zugriffe, so würde dieser Verzicht eine selbstmörderische Handlung sein, wie es eine gewesen wäre, wenn Preußen und Österreich dem Russen das ganze Polen gelassen hätten. Setzt Österreich seine Ansprüche durch, so könnte ja dann die „deutsche Ostmark“ ihren alten Beruf, die deutsche Kultur nach Südosten zu tragen und den Deutschen als Ausfallsthür nach Asien zu dienen, diesen Beruf, dessen Ausübung durch das Vordringen der Türken und die Zersplitterung Deutschlands vier Jahrhunderte lang unterbrochen worden ist, wieder aufnehmen, wenn — das vom übrigen Deutschland getrennte Österreich noch eine deutsche Macht wäre. Aber ist es noch eine solche? Ungarn ist so gut wie souverän und hat sich auch innerlich von allen deutschen Einflüssen in dem Grade „befreit,“ daß es in seiner Korruption als das gerade Gegenteil eines Kulturstaats, eines deutschen Kulturstaats erscheint. In Cisleithanien sind die Polen im Bunde mit den Tschechen übermächtig; den böhmischen Tschechen hat die Regierung durch die entgegenkommendsten Erklärungen den Mut und die Kraft gestärkt, und in Mähren haben sich die Deutschen um des lieben Friedens willen, wie es die Neue Freie Presse ausdrückt, freiwillig auf das Existenzminimum zurückgezogen. Werden die Deutschen der Alpenländer unter ihrer neuen Führung und mit ihrem neuen Programm diesem Bündnis gewachsen sein, und ist der christlich-

ationale oder christlich=soziale Teil der deutschen Bevölkerung, der für die nächste Zeit allein als starke politische Partei in Betracht kommt, so kerndeutsch, daß seine moralische Kraft ersetzen kann, was ihm zum Übergewicht über die Mehrzahl der verbündeten nichtdeutschen und scheindeutschen Gegner fehlt? Darüber ließe sich nur nach längerem Studium von Land und Leuten an Ort und Stelle ein Urteil fällen; wir Fernwohnenden sind nicht zuständig. Wir wissen bloß, daß die „Judenliberalen,“ die Sozialdemokraten und die meisten Volksschullehrer behaupten, die ganze nationale, christliche und soziale Erhebung laufe auf reine Pfafferei und auf Stärkung des Feudalismus hinaus, während die Wiener Korrespondenten unsrer reichsdeutschen Presse, soweit diese weder freisinnig noch sozialdemokratisch ist, behaupten, das sei Verleumdung. Sehr vertrauenerregend sind die Ereignisse der letzten Tage gerade nicht. Wenn Herr Lueger, der vor wenigen Wochen dem Grafen Vadeni im offenen Parlament das Wort „Fechtheit“ und ähnliche Liebenswürdigkeiten ins Gesicht geschleudert hat, sich jetzt in der Gunst des Hofes und der Regierung sonnt, so beweist das mehr Strebertalent als deutschen Charakter; und von der Natur des Antisemitismus dieser Herren bekommt man einen eigentümlichen Begriff, wenn man vernimmt, daß sie zwar den städtischen Beitrag von zweihundert Gulden für arme jüdische Waisen gestrichen, auf Wunsch des Kaisers aber alle großen Wiener Juden zum Ball der Stadt Wien geladen haben; gekommen sind diese nicht, ebensowenig wie die nichtjüdischen liberalen Mitglieder des Gemeinderats; sie denken wohl: *le roi nous reverra*.

Nun, wir wollen trotz alledem das Beste hoffen. Wenn sich Österreich zu einem kräftigen Eingriff in die orientalischen Wirren aufrafft und dabei am deutschen Reiche einen zuverlässigen Rückhalt findet, so wird in einer längern Periode gemeinsamen Handelns das deutsche Element im Donaufstaat wohl wieder zu Kräften kommen.

High-Life. Wenn etwas in dieser müden, faulen Zeit geeignet ist, uns wenigstens für die Zukunft ein bißchen Trost und Hoffnung zuzusprechen, so ist es die Tatsache, daß noch immer, sobald es sich um eine recht schlag- und zugkräftige Etikette für etwas ausgesucht Hohles, Nichtiges, Spielerisches oder Albernes handelt, unser ehrliches Deutsch sich als die „arme Sprak“ erweist, als die sie Leuten von der Sorte eines Riccaut oder eines Königs Jérôme schon vor hundert und mehr Jahren erschien, und daß dann ein Fremdwort allein imstande ist, das Bedürfnis zu stillen. Auch als sich in Berlin kurz vor dem letzten Jahresluß Redakteur und Verleger wieder einmal den Kopf zerbrachen, wie sie ihre geplante „Zeitschrift für die vornehme Welt“ am pikantesten taufen könnten, fanden sie ihre Muttersprache Gott sei Dank viel zu plump und pöbelhaft, um sie für den Titel dieser exquisiten Entreprise zu engagieren. Sie gingen ins Ausland, und da Frankreich augenblicklich bei den „obern Behntausend“ nun einmal Hinterhand, und Sport der erste Trumpf ist, so nahmen sie ihre Zuflucht zu England und nannten ihr Blatt High-Life. Am 20. November — die Litteratur wird sich dies Datum merken müssen — erschien die erste Nummer; der Titel in brennendem Fockeyrot gedruckt, eine fische Reiterin auf galoppirendem Roß darüber, der Name eines leibhaftigen Grafen als Redakteurschild darunter. Auch eine Art Programm wurde in die Welt gesetzt, obgleich Redakteur und Verleger nach eigenem Geständnis eigentlich selbst noch heute nicht wissen, was sie wollen. „Was wir wollen?“ schälern sie an der Spitze ihrer Probenummer, und der läppische Stil dieser „Einführung,“ die sich gewiß wunder wie geistreich dünkt, kennzeichnet gleich den ganzen

Geist des Blattes. „Was wir wollen? Eigentlich wissen wir das selbst nicht, Gnädigste! Man ist am glücklichsten, wenn man am wenigsten sich vorgenommen hat und die Dinge an sich herankommen läßt. Wir haben das Bedürfnis, Ihnen und uns die Zeit zu verplaudern, mit Ihnen in guter Gesellschaft zu bleiben und Ihnen von der schlechten das Gute zu erzählen, das sie unter ihren Lumpen im fröstelnden Herzen birgt. Wir wollen eine kleine Republik begründen, in der es weder Grafen, noch Minister, Professoren und Börsenfürsten, weder Diplomaten, noch Säulen der Wissenschaft, sondern nur liebenswürdige Menschen der guten Gesellschaft giebt. Wir wollen ein wenig Ehrfurchtslosigkeit predigen vor den allerstättlichsten Pöpfen, um der Ehrfurcht vor dem Genie, der Schönheit und dem Frohsinn, diesem geistigen Rot auf den Wangen der Gesellschaft, mehr zur Geltung zu verhelfen. Wir wollen mit Ihnen hinter der hochläutenden Meute hinjagen, über Mode, Kunst und Litteratur plaudern und Ihnen alle sublimen Geheimnisse der Sportwelt verraten, sogar — ganz unter uns — die Dessous der Damen; und wo sich eine gute Melodie findet, wollen wir sie Ihnen zutragen. Wir wollen Ihnen ausplaudern, was sich die allerwichtigsten Perrücken hinter grünpolsterten Thüren ängstlich zuflüster, und was das geheimnisvolle Duften lächelnder Ballsträuße uns verraten hat. Sogar was die Späßen von den Dächern pfeifen, wollen wir den Mut haben zu sagen. Ach, und die pfeifen soviel! Sie glauben nicht, wie klug und allwissend die Späßen, namentlich in der Umgegend des Kaiserhofes sind. Wirklich viel klüger als die weisheittriefenden Leitartikel der Zeitungen. Vor denen haben wir einen Heidenrespekt, wir wagen uns lieber gar nicht an sie heran. Aber schade wäre es um jeden guten Humor der Tagesgeschichte, den wir Ihnen und uns entgehen ließen. Sie sehen, wir sind anspruchlos. Wir wollen froh, glücklich, unterhaltsam sein; das ist alles. Und manchmal, wenn im Kamin das Feuer glimmt und Sie des Plauderns müde sind, wollen wir uns neben Sie setzen und mit Ihnen träumend in die Glut blicken, die so behaglich wärmt in diesen herbftlich köstlichen Tagen. Sich verstehen und schweigen . . . einmal gar nicht denken und nur dem Zauber leben, den die Nähe einer geistvollen Frau ausübt . . . das doppelte Geheimnis von Adel und Schönheit ergründen, das sie umgiebt . . . die Rätsel raten, die wie Widerschein der Flammen über ihre nachdenklich kühle Stirn huschen . . . und dann, wenn man durch den kalten Herbstabend nach Hause geht, bei dem vielfarbigen Kampfe des Großstadtlichtes zusammensummen, was im Herzen wie Melodien quillt und nachklingt: das möchten wir gern. Wir wollen es mindestens versuchen. — Und was wir Ihnen bringen, mein Herr? Nichts als unsre gute Kameradschaft. Wir wollen mit Ihnen fischen und jagen, über alle Erdteile reisen oder nichtsthwend über den Berliner Asphalt schlendern, Varietés und Redouten besuchen, mit Anstand ein paar Goldfische an Sie verkaufen und Ihren kleinen Schwächen ein milder Beichtvater sein. Wir fühlen nicht die leiseste Neigung, Sie zu bessern, Sie Taugenichts; denn wir wissen, daß auch die Sonne ihre Flecken hat. Nur eins versprechen Sie uns, nicht wahr? Wir wollen ehrlich und offen gegen einander sein! Einverstanden? Hier, schlagen Sie ein! Jede Postanstalt wird sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, Ihre Abonnementbestellung auf High-Life entgegenzunehmen.“

Nicht ganz so blumig und stilvoll, aber dafür noch etwas deutlicher spricht sich ein Rundschreiben an die Herren Mitarbeiter über Zweck und Ziel des famosen Blattes aus: „Im allgemeinen, sagt dort der großmütige Herr Verleger, überlasse ich es jedem, sich ein seinem Geschmack und seinen Thätigkeiten entsprechendes Thema zu wählen, lege nur Wert darauf, daß es — jede philiströse Langatmigkeit

vermeidend — anregend, eigenartig, vielleicht(!) etwas pikant behandelt wird, kurz daß es dem herrschenden Geschmack der vornehmen Welt fin de siècle gerecht wird und dazu beiträgt, der neuen Wochenschrift ein originelles und anziehendes Gepräge zu verleihen, daß sie (so!) rasch zu Ansehen und — Lesern verhilft.“ Das ist wohl unzweideutig genug, und die gleich in den ersten Nummern programmatisch gehäuften Hiebe gegen die „Moral von Rudolstadt,“ „der das Leben als ein trocknes Rechenexempel erscheint,“ sowie die Verherrlichung der Wintergartenmuditäten und ihrer Devise „Erlaubt ist, was gefällt,“ die thäten wirklich nicht erst not, um uns zu überzeugen, daß hier die Frivolität zu Pferde sitzt. „Nicht High-Life, sondern Haut-Goût müßte die Zeitschrift heißen,“ soll ein derber süddeutscher Freiherr ausgerufen haben, als er die ersten Nummern zu Gesicht bekommen hatte. Und er hat Recht. Wäre wirklich dieses High-Life ein Spiegelbild des Lebens in den Kreisen der obern Zehntausend, dann wären diese reif zum Untergang. Da ist nichts als leichtes, frivoles, üppiges Spiel, leichtfertige, nichtsagende, lüsterne Täufelei, die sich Tod und Teufel um Gehalt und Gesinnung schert, und das alles übergossen mit einer der Sittlichkeit hohnlachenden Weltanschauung, die der des *Après nous le déluge* vollständig ebenbürtig ist. Ganz so sah die frivole Moral der naturalistischen Encyclopädisten vor der französischen Revolution aus, durch die die damalige Gesellschaft der obern Zehntausend reif wurde für die Guillotine. Aber findet denn die „vornehme Welt“ Geschmack an dieser Albernheit, ekelt ihr nicht vor der Karikatur ihrer selbst, die ihr hier entgegengrinnt? Es scheint nicht so. Denn stolz behauptet die Geschäftsstelle der Zeitschrift schon nach den ersten Nummern: „High-Life hat folgenden Leserkreis: 1600 Mitglieder der fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Häuser, 360 Majoratsbesitzer und Fideikommißverwaltungen, 885 Kammerjunker und Kammerherren, 76 Haushofmeister und Hofmarschälle an deutschen Höfen, 286 aktive Minister, Unterstaatssekretäre, Regierungspräsidenten, Ministerialchefs und -Räte, 600 diplomatische Vertreter in Deutschland, 200 Mitglieder des Herrenhauses, 560 Mitglieder des Unionklubs und des Vereins für Hindernisrennen, 236 Rennstallbesitzer und Herrenreiter, 580 Offizierkasinos, 750 aktive Offiziere vom Obersten aufwärts, 600 hohe Geistlichkeit(!), 150 Amts-, Land- und Reichsgerichtspräsidenten, 1000 der bedeutendsten Großgrundbesitzer, 1000 der größten Fabrikbesitzer, die mindestens je über 600 Arbeiter beschäftigen(!), 1000 der größten Bankiers, 1100 Kommerzien- und Kommissionsräte, 1000 der höchstbesteuerten Rentiers, 200 hervorragendste Vertreter von Kunst und Wissenschaft(!), 400 Schauspieler und Schauspielerinnen der vornehmsten Bühnen, 300 der vornehmsten Hotels und Weinstuben in den deutschen Hauptstädten. — Wir übernehmen jede rechtsverbindliche Bürgschaft, daß der Leserkreis sich in der That, wie vorsehend angegeben, zusammensetzt.“

Doch halt! Seinen Mitarbeitern gegenüber ist der Herr Verleger vertraulicher; da erfahren wir, was er unter „Leserkreis“ versteht. „Um der Zeitschrift, heißt es in dem Schreiben, von vornherein eine Verbreitung zu schaffen, soll während des ersten halben Jahres jede Nummer an 11000 ausgewählte Adressen unserer Geburts- und Finanzaristokratie, des höhern Beamtenstands, der Gelehrten-, Künstler- und Bühnenwelt, an die vornehmern Hotels und Restaurants verschickt werden.“ Möchte es dabei bleiben! Dann wird High-Life bald nicht bloß Haut Goût, sondern auch perdu sein!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig